

Clarissa Hyde

Folge 11

**Entführung
ins Reich
der Kobolde**

Thorsten Roth

Thorsten Roth

Entführung ins Reich der Kobilde (Teil 1)

Clarissa Hyde Nr. 11

Inhaltsverzeichnis

[Entführung ins Reich der Krolde](#)

[Vorschau](#)

[Glossar](#)

[Impressum](#)

ENTFÜHRUNG INS REICH DER KOBOLDE

Wer ihr ins Gesicht sah, der ahnte nicht, dass sie eine Prinzessin war. Gewiss, sie war nicht hässlich, aber eine richtige Schönheit war sie auch nicht.

Auch handelte sie selten wie eine Prinzessin, denn immer wieder suchte sie das Abenteuer und die Gefahr. Schon oft war sie dem Tode nur knapp entronnen, doch diesmal konnte es wirklich tödlich für sie enden. Sie wollte eine alte Prophezeiung erfüllen, sie hoffte, die richtige zu sein, aber sie fürchtete bereits, dass sie sich geirrt hatte.

Es war keine Sonne zu sehen, auch kein Mond, aber trotzdem war es hell. Auch waren es keine Lampen oder ein Feuer, sondern die phosphoreszierenden Wände, die immerhin ein schwaches Leuchten abgeben. Es war nicht zu vergleichen mit einem sonnigen Tag, aber es war auch deutlich heller als in der Nacht. Es reichte auf jeden Fall aus, um den Weg zu finden.

Die ungewöhnliche Beleuchtung der Szenerie ließ daher auch keine Rückschlüsse auf die Tageszeit zu, doch die junge Frau wusste, wie spät es war. Es war früh, sehr früh, gerade kurz nach dem Aufstehen, als sie sich aus ihrem Dorf fortgeschlichen hatte.

Warum Fortgeschlichen ist natürlich die Frage? Dies ist eine längere Geschichte, die ich besser am Anfang beginne. Hatte ich die Person überhaupt vorgestellt? Nein, natürlich nicht, ich kannte sie ja damals selbst noch nicht.

Es war Prinzessin Anayala, die sich im Halbdunkel durch die Gänge der unterirdischen Höhlen schlich. Von Zeit zu Zeit kam sie an Kreuzungen, doch sie wusste genau, wohin sie sich wenden musste. Sie hatte ein Ziel, aber das konnte sie ihrem Volk nicht mitteilen, denn das hätte sie für verrückt erklärt.

Was für ein Volk ist die nächste Frage? Ein großes Volk aus lauter kleinen Wesen, das sich aus der Not heraus einen Platz in einer fremden, unfreundlichen Welt erkämpft hatte. Das Leben hier war hart und mühsam, die Feinde zahlreich und gefährlich. Es war nicht wirklich schön dort und Anayala war damit ebenfalls nicht zufrieden.

Dies war auch der Grund, weshalb sie sich aus dem Lager davongestohlen hatte. Doch sie wollte ihr Volk nicht verraten, sie wollte ihm helfen. Aber niemand, vor allem nicht ihr Vater, hätte ihr diese Mission erlaubt, denn sie war geradezu Wahnsinn.

Anayala wollte sich mit dem größten Feind treffen und ihn um einen

Waffenstillstand bitten. Ihr Volk war verzweifelt, denn wehren konnte man sich nicht, der Feind war übermächtig. Trotzdem kannte niemand den Feind so richtig, Verhandlungen zwischen den Parteien hatte es nie gegeben.

Damit wollte Anayala beginnen, doch sie glaubte selbst nicht so richtig an einen Erfolg. Es gab eine Prophezeiung, die einer Frau diesen Erfolg vorhersagte, aber Anayala glaubte nicht, dass sie die richtige war. Aber sie wollte es versuchen, denn alle Krieger, die sich in die Höhle des Löwen gewagt hatten, waren nie zurückgekehrt.

Anayala dachte an ihren Vater, den König. Wenn er wüsste, was seine Tochter hier tat, was würde er machen? Er würde sterben vor Angst, sie vielleicht einen Dummkopf schimpfen, aber er wäre auch stolz auf seine Tochter. Anayala war sein einziges Kind und immer wieder versuchte sie, so wie der Sohn zu sein, den ihr Vater nie hatte.

Das war schon oft sehr gefährlich gewesen, denn bei der Verteidigung ihres Volkes stand sie immer mit an erster Stelle. Nur wenige Kämpfer waren so gut trainiert wie sie, dafür fehlten ihnen noch die Intelligenz und der Charme, mit denen Anayala gut ausgestattet war.

Sie war eine Führerin und daher musste sie diesen vielleicht sinnlosen Versuch unternehmen. Diesmal setze sie auf ihre anderen Fähigkeiten, sie war nicht einmal bewaffnet. Das war gefährlich, denn es lauerten auch andere Gefahren auf ihrem Weg, nur wollte sie auf keinen Fall bewaffnet zu einem Friedensgespräch erscheinen, die Gefahren auf dem Weg versuchte sie zu ignorieren.

Die Zeit verrann, inzwischen war eine Stunde vergangen, man wusste jetzt bemerkt haben, dass sie ihr Dorf verlassen hatte. Sie dachte an den kleinen Zettel, den sie ihrem Vater hinterlassen hatte.

Sie hatte versucht, ihre Beweggründe zu erklären, ihr Vater würde sie verstehen, denn auch er dachte immer nur an das Wohl seines Volkes. Aber er liebte auch seine Tochter über alles und würde über ihren Verlust nur schwerlich hinwegkommen. Anayala hatte ihm mit dem Brief Mut machen wollen, doch es war mehr ein Abschiedsbrief geworden.

Wieder kam Anayala an eine Gabelung. Einen Augenblick musste sie überlegen, dann wandte sie sich nach links. Sie hatte ein gutes Gedächtnis, trotzdem hatte es eine Weile gedauert, den Plan der Höhlen auswendig zu lernen. Der Plan war ein fast mystisches Dokument aus früheren Zeiten, heute kam kaum noch jemand bis hierhin.

Fast zwei Stunden wanderte Anayala nun schon durch die scheinbar endlosen Gänge, trotzdem zeigte sie keine Spur von Ermüdung. Sie war wild entschlossen, ihren Plan durchzuziehen, auch gegen alle Zweifel, die sie selbst hatte.

Sie lächelte, denn vor ihr tauchte wieder eine Kreuzung auf. Dies war die letzte auf ihrem Weg, nun war das Ziel nicht mehr fern. Wieder ging sie nach links. Auf der Karte waren es nur wenige Meter gewesen, bis zu dem Ziel, das Anayala selbst gar nicht richtig kannte.

Sie suchte nach Zeichen, dass sie dem Ziel näherkam, doch da war zunächst nichts. Sie ging weiter, hatte aber plötzlich das Gefühl ferne Geräusche zu hören. Es war eine Art Donnern, doch fast rhythmisch. Die junge Frau ging weiter, allerdings langsamer als zuvor, Unsicherheit stieg in ihr auf.

Es war wirklich Wahnsinn, was sie hier tat, aber sie hatte sich auf ihr Ziel fokussiert, und das wollte sie nun erreichen, so ging sie weiter.

Die Geräusche wurden lauter, aber eine Identifizierung wollte Prinzessin Anayala nicht gelingen. Dafür fiel ihr auf, dass es heller wurde. Es war ein anderes Licht, wie sie es noch nie in ihrem noch jungen Leben gesehen hatte. Anayala hatte die Höhlen nie verlassen, sie kannte nur das schwache Licht der mineralienhaltigen Wände.

Aber dieses Licht war anders, auch wenn sie es nicht richtig beschreiben konnte. Eines war auf jeden Fall klar, noch um diese kleine Biegung und sie musste am Ziel sein.

Einen kurzen Blick warf sie noch zurück, dann wagte sie den Schritt nach vorne und durchschritt die magische Barriere.

Mir war entsetzlich kalt und ich war froh, endlich wieder in meinem Bett liegen zu können. Ich war noch immer im Krankenhaus und hatte gerade einen fürchterlichen Dämon vernichtet und dabei meiner Zimmerkollegin Mindy und mir selbst das Leben gerettet.¹

Nun waren wir auf dem Rückweg zu unserem Zimmer, Professor Robson hatte mir geholfen und mich die letzten Meter sogar getragen, während Chefinspektor Tanner Mindy half. Sie war noch nicht wieder richtig munter und stand noch immer unter dem Einfluss des magischen Cocktails, den uns der Selbstmord-Dämon eingeflößt hatte.

Ich hatte viel Glück gehabt, trotzdem waren ein paar neue Probleme aufgetaucht, nämlich Mindy und der Chefinspektor, die nun mehr über mich wussten, als mir lieb war. Ich wollte mit dem Professor darüber sprechen und war froh, als zunächst der Chefinspektor das Wort ergriff.

„Ich werde sehen, ob noch ein Arzt greifbar ist, ich möchte, dass Sie beide untersucht werden. Ich bin gleich wieder da.“

Er verließ den Raum und ich konnte endlich mit dem Professor sprechen, sehr leise, so dass Mindy uns kaum hören würde, auch wenn sie keine Notiz von uns nahm.

„Was machen wir nun, Professor?“

„Ich werde morgen, beziehungsweise heute, mit dem guten Chefinspektor sprechen und ihm wohl einiges erklären müssen. Ich hoffe aber, ihm nicht die ganze Wahrheit erzählen zu müssen.“

„Und Mindy? Sie hat schließlich alles gesehen.“

„Ich glaube, sie steht noch immer unter dem Einfluss der Droge, wahrscheinlich wird sie sich an gar nichts mehr erinnern können. Wenn dieses Zeug keine

Nachwirkungen hat, dann mache ich mir da keine Sorgen.“

„Das ist gut. Ich höre Schritte, der Chefinspektor scheint zu kommen.“

Ich hatte Recht, es war der Chefinspektor mit Doktor Benson als Begleitung. Zunächst kümmerte der sich um Mindy, schüttelte ein paar Mal den Kopf und wandte sich dann an uns.

„Können Sie mir erklären, was mir ihr los ist? Sie scheint Schlafmittel genommen zu haben, aber ihr sind keine verschrieben worden. Und Sie, Chefinspektor Tanner, wollten mir noch erklären, was Sie hier mitten in der Nacht machen.“

„Das ist geheime Polizeiarbeit, Herr Doktor. Sehen Sie bitte nur nach den beiden jungen Damen.“

Der Mediziner war damit nicht glücklich, aber er unterdrückte seinen Ärger und untersuchte mich stattdessen.

„Die Rauchvergiftung scheint schon größtenteils abgeklungen zu sein, auch wenn ich das so schnell nur selten erlebt habe. Dafür glaube ich, dass bei Ihnen eine Erkältung im Anzug ist.“

„Sind Sie ... hatschi, ...hatschi, ... okay, es scheint zu stimmen.“

„Ich möchte Sie gerne noch ein paar Tage hierbehalten, um Folgeschäden auszuschließen, man weiß ja nie.“

„Muss das wirklich sein, Doktor Benson? Mir geht es sehr gut, und ich wollte gerne an Weihnachten bei meinen Eltern in Schottland sein.“

„Leben Ihre Eltern in einer Großstadt oder auf dem Land?“

„In einer Kleinstadt.“

„Wenn Sie mir versprechen, viel zu schlafen und keine großen Anstrengungen zu unternehmen, dann würde ich Sie übermorgen entlassen. Einen Tag bleiben Sie auf jeden Fall noch bei uns.“

„OK, Doktor, ich bin einverstanden.“

Damit war die Debatte erledigt und Doktor Benson zog sich zurück. Auch der Chefinspektor wollte aufbrechen.

„Ich ziehe mich zurück, Sie brauchen jetzt ihre Ruhe. Ich werde Sie heute noch im Laufe des Tages besuchen, Professor Robson, dann möchte ich gerne ein paar Antworten erhalten. Ich habe noch zu viele offene Fälle, die mit Ihnen und Miss Hyde zu tun haben.“

„Ich werde Ihnen zur Verfügung stehen, Chefinspektor, und danke für Ihre Hilfe.“

Er nickte nur kurz, dann verließ er den Raum. Tanner hatte Recht, ich brauchte meine Ruhe und wollte einfach nur schlafen. Erzählen brauchte ich das Professor Robson nicht, er wusste auch so Bescheid.

„Ich gehe dann auch, ich besuche dich im Laufe des Tages, nachdem der Chefinspektor bei mir war.“

„Das ist nett, Professor. Danke für alles.“

„Er hauchte nur noch ein „gern geschehen“, dann bekam ich einen Kuss auf die Stirn. Anschließend verließ er leise das Zimmer und löschte das Licht.

Ich war wieder allein mit Mindy, die bereits eingeschlafen war. Hoffentlich überstand sie es gut, war mein letzter Gedanke, dann fielen auch mir die Augen zu.

Der nächste Tag verlief ziemlich ereignislos. Ich tat mir Ruhe an, wie Doktor Benson es veranschlagt hatte. Mindy ging es inzwischen wieder besser und so nutzen wir den Tag zum Unterhalten und Kartenspielen. Wir beschlossen, auch weiter in Kontakt zu bleiben und tauschten unsere Adressen aus.

Erinnern konnte sich Mindy an nichts, was in den letzten beiden Tagen passiert war, und das war auch gut so. Allerdings hatte sich ihr Gesundheitszustand verbessert, was sich keiner so richtig erklären konnte. Es musste wohl an dem Giftcocktail liegen, der auf Mindy eine positive Wirkung gehabt haben musste.

Als ich nachmittags Professor Robson davon erzählte, konnte der es auch nicht fassen.

„Sollte die schwarze Magie tatsächlich mal für etwas Gutes gesorgt haben? Aber es scheint wirklich so zu sein.“

„Das ist doch toll. Vielleicht könnte man dieses Zeug für medizinische Zwecke einsetzen?“

„Da habe ich doch meine Zweifel. Es ist und bleibt ein Gift und es ist wirklich ungesund für jeden Menschen, der es trinkt. Dass es auf Mindy eine so positive Wirkung hat, ist erstaunlich, aber trotzdem sollte man mit der Magie nicht spielen. Ich glaube auch nicht, dass man in der Lage wäre, den Trank selbst herzustellen, die Chemiker konnte nicht einmal alle Zutaten analysieren, wie mir der Chefinspektor erzählt hat.“

„War er heute Morgen bei Ihnen, Herr Professor? Was ist dabei herausgekommen?“

„Wir sprachen zunächst über diesen Fall, über dieses Giftgemisch und über Doktor Michaels. Wir hatten beide seine letzten Sekunden miterlebt, so musste ich dem Inspektor auch erklären, was das für ein Wesen war. Er nahm es ganz gut hin, aber war es wirklich denkt, kann ich nur raten. Danach wollte er wissen, was wir beide mit der ganzen Dämonensache, wie er sie nannte, zu tun haben.“

„Was haben Sie ihm erzählt?“

„Die Wahrheit über mich, soweit es ging. Dass ich mich sehr viel mit der Materie befasst habe und jetzt das Böse bekämpfe, soweit es mir möglich ist. Ich habe ihm erzählt, dass du für mich arbeitest, mehr aber nicht.“

„Eine gute Lösung. Hat er sie geschluckt?“

„Ich glaube nicht so ganz. Tanner ist ein kluger Kopf, der wird gemerkt haben, dass du eine entscheidende Rolle spielst. Er wollte dann natürlich auch wissen, was es mit den beiden anderen Fällen auf sich hatte. Ich musste ihm sagen, dass es Kämpfe mit

Dämonen waren, die es auf uns abgesehen hatten. Er meinte dann noch, er wolle versuchen, die Fälle abzuschließen. Und er hat uns Hilfe angeboten, wenn wir sie brauchen.“

„Das ist gut, vielleicht brauchen wir ihn wirklich mal.“

„Und wie geht es dir?“

„Schon wieder ganz gut. Etwas schlapp noch und dann muss ich ständig niesen. Die Erkältung ist lästig, aber ich musste ja auch barfuß und im Nachthemd durch das Krankenhaus schleichen.“

„Du möchtest aber weiterhin morgen hier raus?“

„Auf jeden Fall. Ich freue mich wahnsinnig, meine Eltern wieder zu sehen. Ich habe mir per Telefon ein Ticket besorgt, der Zug fährt um 11.23 Uhr ab.“

„Wann soll ich dich abholen?“

„Würde Sie das machen, Professor?“

„Selbstverständlich. Es wäre unverantwortlich, dich alleine losziehen zu lassen.“

„Sie sind einfach klasse, Professor. Wenn Sie so gegen 8 Uhr hier sein könnten, dann habe ich noch genug Zeit zum Packen.“

„Mache ich. Jetzt muss ich mich leider wieder verabschieden.“

„Sie wollen wirklich schon wieder weg?“

„Ja, tut mir leid, aber ich soll heute noch einen Kollegen in einer Vorlesung vertreten. Bis morgen dann, Clarissa.“

„Ja, Tschüss.“

Das war alles, was man über diesen Tag berichten kann, trotzdem war es mal ganz angenehm für mich, nichts zu tun und nur zu entspannen.

Wenn ich darüber nachdachte, was ich im letzten halben Jahr alles erlebt hatte, dann konnte einem richtig schlecht werden. Wie oft war ich schon dem Tode näher gewesen als dem Leben? Aber ich bereute nichts, denn ich hatte auch schon vielen Menschen das Leben retten können, jetzt zuletzt Mindy.

Von ihr verabschiedete ich mich am nächsten Tag auch ganz besonders. Ich versprach ihr, sie zu besuchen, sobald ich wieder aus Schottland zurück war und sie wollte sich melden, sobald sie aus dem Krankenhaus entlassen wurde.

Auch Professor Robson hatte bemerkt, dass wir uns gut verstanden.

„Du magst sie, nicht wahr?“

„Ja, sie hat so eine natürliche Art, und das bei einer so schweren Behinderung. Es ist schade, dass sie früher keine Freunde gefunden hat, sie ist so nett.“

„Das stimmt. Fahren wir direkt zum College, oder möchtest du vorher noch etwas einkaufen?“

„Ich brauche eigentlich nichts Bestimmtes mehr, sonst kann ich auch noch am Bahnhof einkaufen. Fahren wir besser direkt zum College.“

So machten wir es dann auch. Wir sprachen nur wenig, der Professor musste sich

auf den Verkehr konzentrieren, der immer wieder eine Probe für die Nerven war. Als wir ankamen, wurden wir bereits von Terry erwartet.

„Hi Clarissa, wie geht's dir?“

„Ganz gut, ein wenig schlapp vielleicht noch.“

„Dann wollen wir mal hoffen, dass du schnell wieder richtig fit wirst. Ich habe hier noch etwas, damit du nicht verhungerst.“

Sie reichte mir ein Tupperchälchen, das ich sofort neugierig öffnete. Sofort entströmte der Hunger machende Duft von dem leckeren Kuchen, den Tommys Mutter immer machte.

„Tommy konnte leider nicht kommen, aber er lässt dir schöne Grüße ausrichten, auch von seiner Mutter. Als sie gehört hat, dass du im Krankenhaus bist, meinte sie, du müsstest jetzt ihren schönen Kuchen essen, damit es dir schnell wieder bessergeht.“

„Ich danke euch, euch allen.“

„Ich habe noch eine gute Nachricht, na ja, wie man es halt sieht. Ich habe dafür gesorgt, dass du deine letzte Klausur nachschreiben kannst, am ersten Mittwoch im neuen Jahr.“

„Du bist super, Terry, danke.“

Ich musste sie einfach umarmen, den Professor gleich mit. Ich war so unglaublich froh, solch gute Freunde gefunden zu haben. Ich weiß nicht, nein ich glaube sogar nicht, dass ich das alles ohne sie durchgestanden hätte.

Schnell packte ich ein paar Sachen zusammen, eigentlich das erstbeste was mir in die Finger kam. Dabei musste ich mir natürlich auch die Frage stellen, wie lange ich in Schottland bleiben wollte.

Wir hatten den 22. Dezember, und bis zum 26. wollte ich auf jeden Fall bleiben. Sylvester wollte ich wieder bei meinen Freunden in London sein, also packte ich eher großzügig für ca. acht Tage, da hatte ich noch alle Optionen.

Der Professor trug mir den Koffer nach unten, enthielt sich aber eines Kommentars bezüglich des Gewichts. Er hatte aber ein wenig zu kämpfen, das sah man ihm an.

Die Fahrt bis zum Bahnhof ging überraschend schnell und Terry hatte fast die ganze Fahrt über etwas zu erzählen. Es war noch lange vor 11 Uhr, als wir da waren, so konnten wir noch einen Kaffee trinken.

Das Bahnhofscafé war einigermaßen gemütlich und gut gefüllt, aber immerhin hatten wir Sitzplätze gefunden. Jeder der marmorfarbenen runden Tische war mit einer roten Decke bestückt auf der ein Kännchen mit Milch und eine Schale mit Würfelzucker standen.

Etwas gelangweilt blickte ich auf die kleinen Würfel, von denen sich noch mehr als 20 übereinanderstapelten. Ich wollte gerade woanders hinsehen, als mir ein schwaches, grünes Leuchten auffiel. Es kam mitten aus dem Zuckerberg, von einem Stück, das auch von außen zu sehen war.

Jetzt sah ich etwas genauer hin und drehte die Schale zu mir. Im nächsten Augenblick erschrak ich, denn aus dem Stück Würfelzucker blickte mir ein Zwerg entgegen.

Auch der Professor und Terry hatten meine Reaktion registriert.

„Was ist, Clarissa“, wollte der Professor wissen.

Ich sah kurz hoch, dann wieder in den Zuckerbehälter. Das Gesicht war verschwunden.

„Hattest du eine Vision“, fragte mich Terry.

„Ich weiß es nicht. Ich habe ein Gesicht in einem Stück Zucker gesehen.“

„Was für ein Gesicht?“

„Ich habe es nur ganz kurz gesehen und es war auch sehr klein. Ich glaube, es war ein Zwerg.“

„Ein Teufelszwerg?“

„Nein, dieser sah ganz anders aus. Ich könnte nicht einmal sagen, ob es ein männlicher oder weiblicher Zwerg war. Ich glaube aber, es war eher ein weiblicher.“

„Tat er oder sie etwas, drohte er dir?“

„Nein. Er sah nicht direkt böse aus, eher ängstlich, aber ich bin mir nicht ganz sicher. Es ging alles viel zu schnell, dann war das Gesicht wieder weg.“

„Wir können wohl nur abwarten, was weiter passieren wird. Wir sollten allerdings langsam zum Bahnsteig gehen, der Zug fährt in ein paar Minuten ab.“

„In Ordnung. Heute seid ihr beide eingeladen.“

Bevor sie etwas sagen konnten, war ich schon bei der Bedienung und hatte bezahlt. Der Professor nahm dafür wieder meinen Koffer.

Während wir die Bahnhofshalle entlanggingen, dachte ich immer wieder an diese seltsame Erscheinung. War das ein Blick in die Zukunft gewesen oder nur ein Zeichen, dessen Bedeutung ich noch nicht erkannte? Ich wusste es nicht, aber ich rechnete damit, es bald herauszufinden.

Zu Gleis sieben mussten wir und der Zug stand auch schon bereit. Es war ein Bummelzug, aber der war billiger und schließlich hatte ich Zeit. Meine Freunde kamen noch mit in den Zug. Der Professor wollte schon meinen Koffer ins Gepäcknetz wuchten, aber ich lehnte ab und deponierte ihn lieber unter den Sitzen, schließlich hatte ich damit schon schlechte Erfahrungen gemacht.²

Wir wünschten uns alles Gute, dann drückte ich meine Freunde noch einmal. Als ein Pfiff ertönte, mussten sie auch schnell den Wagen verlassen. Der Zug fuhr wenig später ab und ich konnte den beiden noch winken.

Der kalte Wind fuhr mir ins Gesicht, als wir langsam an Geschwindigkeit gewannen, erst ein Geräusch hinter mir ließ mich das Fenster schließen.

„Ich wünsche einen schönen guten Tag, ist hier noch ein Platz frei?“

Eine Frau von vielleicht 45 Jahren hatte das Abteil betreten, in der Hand eine große Reisetasche. Sie trug dunkle, fast schwarze Leggings und dazu passende schwarze Schuhe, der Oberkörper war in einen hellen, leicht bräunlichen Mantel gehüllt.

„Sicher, bitte, suchen Sie sich einen Platz aus.“

Ich deutete auf all die freien Plätze, aber sie deponierte vorher ihre Tasche ebenfalls unter den Sitzen, dann machte sie es sich mir gegenüber bequem. Die Heizung war eingeschaltet und es wurde schnell warm, so zog sie den Mantel aus, wodurch ein roter Wollpulli und ein grauer Schal zum Vorschein kamen.

„Hier drin ist es ja schön warm, richtig angenehm.“

„Ja, stimmt. Aber für Dezember ist es auch noch ganz Ok.“

„Ja, Sie haben Recht. Da bin ich ganz anderes Wetter gewohnt.“

„Kommen Sie aus Schottland?“

„Ja, aus der Nähe von Aberdeen. Dort liegt bereits Schnee.“

„Dann haben Sie ja eine ziemliche lange Fahrt vor sich.“

„Stimmt, fast 10 Stunden. Wie weit müssen Sie denn?“

„Nur bis Peebles, kennen Sie den Ort?“

„Ja, habe ich schon gehört, ich bin aber noch nie dort gewesen.“

Wir unterhielten uns noch ein wenig über London und Schottland, auch über den Komfort in diesem Zug, aber langsam schief das Gespräch ein. Ich merkte auch, wie ich wieder müde wurde, ganz war ich noch nicht wieder auf dem Damm. Es dauerte dann auch nicht mehr lange, bis mir die Augen zufielen, und ich begann zu schlafen und zu träumen.

Ich hatte das Gefühl, etwas sehen zu können, dann wurde es schlagartig dunkel. Es dauerte aber nicht lange, dann wurde es wieder heller und ich konnte die Umgebung in Augenschein nehmen.

Ich war noch immer in einem Zug. Es musste wohl immer noch der gleiche sein. Ich ging durch einen Wagen, dabei warf ich mal einen Blick nach links in die Abteile dann wieder einen nach rechts aus dem Fenster. Draußen flog die Landschaft vorbei, aber einen längeren Blick gönnte ich mir nicht, denn schon wieder sah ich in die andere Richtung, hinein in ein Abteil.

Dort sah ich ein junges Pärchen, beide vielleicht Mitte 20, die Händchen hielten und miteinander sprachen. Ich ging weiter, zum nächsten Abteil. Dort saß nur ein älterer, schlafender Mann, gut angezogen mit einem feinen beigen Mantel und Lederschuhen. Ich ging nicht weiter, sondern verharrte dort. Was wollte ich hier, wollte ich mich zu diesem Mann setzen?

Ich warf einen Blick nach vorne und nach hinten, niemand war auf dem Gang zu sehen. Dann blickte ich wieder ins Abteil und begann, die Tür leise zu öffnen. Ich wollte den Mann anscheinend nicht wecken und mich nur setzen.

Aber nein, ich ging direkt auf den noch immer schlafenden Herren zu. Er saß schräg in dem Sitz, so dass sein Hinterteil zum Fenster hin hervorguckte, auch die Gesäßtasche konnte ich erkennen, die anscheinend prall gefüllt war. War das die Geldbörse, es musste so sein?

Ich bekam einen Schrecken, denn mit einer schnellen und trotzdem sehr behutsamen Bewegung griff ich zu und zog das Portmonee aus der Tasche heraus.

In diesem Moment wachte ich wieder auf, so stürmisch, dass auch meine Nachbarin einen Schrecken bekam.

„Huch, was ist los? Haben Sie schlecht geträumt?“

„Nein, ..., ja, so ähnlich. Würden Sie bitte auf mein Gepäck aufpassen, ich muss mal raus?“

„Selbstverständlich.“

Ich verließ das Abteil, denn ich wollte in Ruhe darüber nachdenken, was ich geträumt hatte.

Ich hatte einen Diebstahl beobachtet, aber war ich selbst der Dieb? Nein, das konnte ich mir nicht vorstellen. Dann musste ich mit den Augen des Diebes alles erlebt haben. Das Problem dabei war natürlich, ich wusste nicht, wie der Dieb aussah. Und ich wusste auch nicht, wann und wo er zuschlagen wollte.

Da war noch etwas gewesen, worauf ich im Traum nicht so richtig geachtet hatte. Natürlich, ich hatte die Nummer des Abteils lesen können, es war die Nummer 56 gewesen. In wildem Eifer schwang ich herum und entdeckte die Nummer 82 an meinem Abteil, nach vorne hin wurden die Nummern immer kleiner.

Die Frage des „wo“ wäre geklärt, aber das „wann“ blieb noch offen. Ich versuchte noch mich an weitere Einzelheiten zu erinnern, da kam die Lösung auf dem Präsentierteller, denn schlagartig wurde es dunkel.

Ein Tunnel, wir waren in einem Tunnel. Das musste die plötzliche Verdunklung in meinem Traum gewesen sein. Es konnte natürlich auch ein Zufall sein, aber daran wollte ich nicht glauben. Jeden Augenblick musste in Abteil 56 ein Verbrechen begangen werden, und ich musste es verhindern.

Noch bevor das Licht wieder ganz da war, hatte ich mich in Richtung Lok gewandt und begann zunächst langsam zu laufen. Ich musste den ganzen Wagen durchqueren, und dann noch in den nächsten hinein. Die Nummern über den Abteilen wurden immer kleiner, aber ich sah niemanden auf den Gängen.

In Nummer 57 sah ich das Liebespaar, was mich jetzt nicht sonderlich interessierte, ich wollte zur 56. Dort fand ich den älteren Herrn, immer noch schlafend, und er war allein. Was sollte ich tun, ihn wecken oder mich selbst auf die Suche machen? Wenn mich jetzt jemand sah, dann wurde ich selbst verdächtig, also musste ich ihn wecken.

„Sir, bitte wachen Sie auf.“

Es dauerte wirklich nicht lange, dann war er wach und auch sofort richtig munter.

„Ja, was ist, was wollen Sie?“

„Ich glaube, man hat Sie bestohlen, sehen Sie doch bitte mal kurz nach.“

Er fasste sich an seine Gesäßtasche und wurde sofort kreidebleich.

„Mein Portmonee, da waren fast 1000 Pfund drin, wo ist das Geld hin?“

„Ich weiß es nicht, aber der Dieb kann noch nicht weit sein.“

„In Ordnung, gehen wir.“

Wir verließen das Abteil und sahen uns zunächst um.

„Wohin?“

„Ich bin von dort gekommen, dann sollten wir in die andere Richtung gehen.“

„Machen wir.“

Der Mann, obwohl schon über 50 und etwas übergewichtig, wurde richtig schnell, so dass ich fast Mühe hatte, ihm zu folgen. Wir hatten fast das Ende des Wagens erreicht, da kam uns ein Schaffner entgegen.

„Fahrkartenkontrolle, bitte zeigen Sie ...“

„Halt, wir brauchen ihre Hilfe. Ich bin gerade bestohlen worden, der Dieb muss noch im Zug sein. Wir glauben, er ist in diese Richtung unterwegs.“

„Gut, ich komme mit. Wie sieht der Täter aus?“

Der Schaffner sah zunächst das Opfer an, dann sahen beide mich an. Ich konnte nur mit den Schultern zucken und eine kleine Notlüge erfinden, von meinem Traum wollte ich nichts erzählen.

„Ich habe ihn nur ganz kurz gesehen und das von hinten, ich weiß es leider nicht.“

„Wir werden sehen, gehen wir weiter.“

Nun waren wir zu dritt und suchten einen Verbrecher, den keiner von uns identifizieren konnte. Es blieb nur die Hoffnung, dass er sich verriet. Wir durchquerten den ganzen nächsten Wagen, aber uns fiel niemand auf. Erst als wir den nächsten Wagen betraten, sahen wir mehrere Menschen, die sich im Gang aufhielten.

Uns kamen ein Paar entgegen, beide gut 30 Jahre alt, ein vielleicht 70-jähriger blickte aus dem Fenster und ein Mann und eine Frau gingen in unsere Richtung. Ich konzentrierte mich auf den Mann und bemerkte, wie auffällig unauffällig er abwechselnd nach draußen und in die Abteile hineinschaute.

„Das ist unser Mann, da vorne im Trenchcoat.“

„Sind Sie sicher?“, wollte der Schaffner wissen.

„Ja, ziemlich sicher.“

Wir gingen schneller und waren auch nicht sonderlich leise dabei. Der Mann musste uns gehört haben, denn er blickte sich um. Er schien sein Opfer sofort erkannt zu haben, denn selbst aus 20 Metern Entfernung konnte man sein Erschrecken sehen. Er hatte sich verraten und nun gab es nur noch die Flucht.

Wir beeilten uns, aber trotzdem war er schneller, denn nun nahm er keine Rücksicht

mehr auf die anderen Passagiere. Eine ältere Frau lief er dabei sogar um und wir mussten ihr beim Aufstehen helfen. Als wir den Wagen verließen, hatten wir den Verdächtigen aus den Augen verloren.

„Wo ist er hin“, fragte das Opfer.

„Keine Ahnung, aber wir müssen ihn schnell schnappen. Wir halten gleich in Nottingham, wenn er erst einmal aus dem Zug raus ist, kriegen wir ihn nie wieder.“

„Das wäre eine Katastrophe, ich bin für das Geld verantwortlich.“

Während sich die beiden Männer unterhielten, hatte ich die Umgebung beobachtet. Wir waren im zweiten Wagen hinter der Lok, nach vorne konnte uns der Dieb also nicht entkommen, dort würden wir ihn immer stellen. Er konnte sich in einem Abteil verstecken, aber auch dort würden wir ihn wahrscheinlich finden. Sicherlich wusste er auch, dass wir bald halten würden, er musste also nur Zeit gewinnen und möglichst in der Nähe eines Ausgangs sein, so wie hier.

Ich sah mich weiter um, während ich versuchte, mich weiter in die Rolle des Diebes zu versetzen. Dann entdeckte ich die Toiletten. Eine war frei, die andere war besetzt, ein fast ideales Versteck.

Mit dem Finger an den Lippen deutete in meinen Partnern an, nichts zu sagen, dann deutete ich auf die Toiletten. Und ich hatte bereits einen Plan, wie wir ihn daraus kriegen konnten. Mit dem Finger deutete ich zunächst in Richtung Lok, dann machte ich mit der rechten Hand eine Bewegung, als ob jemand gehen würde.

Beide verstanden schnell und es war der Schaffner, der sprach, extra ein wenig lauter, so dass man es auch in der Toilette noch hören können musste.

„Der Dieb kann nur vorne sein, kommen Sie schnell mit, wir halten gleich.“

Ich wartete und ging langsam zurück, aus dem Sichtbereich der Toiletten, während die beiden Männer so laut wie möglich in Richtung der Lokomotive marschierten. Sie stoppten aber schon nach wenigen Metern und schlichen sich zurück, um auf der anderen Seite zu warten.

War der Dieb wirklich in der Toilette oder hatte ich mich geirrt? Er wartete, 30 Sekunden waren schnell vorbei, dann eine Minute. Gleichzeitig ertönte ein akustisches Signal und der Zug wurde langsamer. Wie hielten gleich. Jetzt musste etwas passieren und so war es auch. Synchron zum Stoppen des Zuges öffnete sich die Toilettentür und ein Mann trat heraus. Er wandte sich zum Ausgang, doch da stand ich ihm bereits im Weg.

Wir standen uns Aug in Aug gegenüber und ich sah in seinen Pupillen die Überraschung und das Unverständnis. Er hatte mich zuvor noch nie gesehen, trotzdem wusste ich Bescheid und verhinderte so seine Flucht.

Er war ungefähr 40 Jahre alt, hatte schwarze Haare und trug einen Trenchcoat, der

alles andere verdeckte. Er sah nicht unbedingt wie der typische Verbrecher aus, aber wie sieht der auch aus?

Es dauerte nur noch einen Augenblick, dann hatte er eine Entscheidung getroffen. Er stürmte vor, als wollte er mich umrennen, doch da war der Schaffner bereits heran und packte den Mann von hinten.

„Hier geblieben, mein Lieber.“

„Lassen Sie mich los, was wollen Sie von mir?“

„Nur einmal sehen, was Sie so in Ihren Taschen haben. Was haben wir denn hier, eine prallgefüllte Brieftasche? Ist das Ihre?“

Auch ich hätte antworten können, aber angesprochen war der ältere Herr.

„Ja, das ist sie.“

„Die habe ich gefunden“, versuche sich der Dieb noch zu winden.

„Ja, sicher, und morgen kommt der Osterhase. Ich muss den Lokführer verständigen.“

Er holte ein kleines Funkgerät raus und hielt gleichzeitig den Täter im Polizeigriff fest wie ein Profi.

„Joe, wir haben hier einen Dieb gefasst, ich übergebe ihn jetzt der hiesigen Polizei. Ich melde mich, wenn ich wieder da bin.“

Trotz des Knackens konnten wir das OK des Lokführers verstehen.

„Ich brauche noch ihre Personalien, die Aussagen können wir später machen. Ich kenne übrigens den Täter, der fährt öfter mit diesem Zug. Ich hatte ihn schon einmal auf dem Kieker, aber da haben wir keine Beweise gefunden. Ich bin gleich wieder da.“

Als der Schaffner uns verlassen hatte, wandte sich der ältere Mann zu mir und lächelte mich freundlich an.

„Ich habe mich noch gar nicht bei Ihnen bedankt, ich hätte wirklich großen Ärger bekommen, wenn ich das Geld verloren hätte. Einen Augenblick.“

Er durchwühlte seine Geldbörse und zog dann eine 50 Pfund Note heraus.

„Das ist für Sie, für Ihre Hilfe.“

„Nein, das kann ich nicht annehmen. Ich habe gerne geholfen, aber Geld nehme ich dafür bestimmt nicht an“, wehrte ich ab.

„Nein, schade. Es gibt doch wirklich noch ehrliche und uneigennütige Menschen, das freut mich. Dann mache ich Ihnen ein anderes Angebot. Der Speisewagen ist in diesem Zug recht gut, ich lade Sie zu einem gemeinsamen Mittagessen ein, schließlich haben wir die richtige Tageszeit.“

„Wenn ich jetzt ablehne, wären Sie mir wahrscheinlich böse?“

„In der Tat, ich möchte mich wenigstens richtig bedanken können.“

„OK, dann nehme ich gerne an.“

„Das freut mich. Mein Name ist übrigens Walther Trugett, sagen Sie ruhig Walther zu mir.“

„Ich bin Clarissa, Clarissa Hyde.“

„Sehr erfreut, Clarissa. Warten wir noch, bis der Schaffner zurückkommt, falls er noch Fragen hat.“

Es dauerte ungefähr fünf Minuten, dann war der Schaffner wieder da und gab zunächst in der Lok Bescheid, zwei Sekunden später fuhr der Zug wieder an.

„Für die Polizei hier war es auch ein alter Bekannter, er saß schon zwei Mal wegen ähnlicher Delikte. Ich hoffe, wir sind ihn jetzt eine Weile los.“

„Das hoffe ich auch. Danke für Ihre Hilfe.“

„Gern geschehen, genießen Sie nun die weitere Fahrt und passen Sie gut auf das viele Geld auf.“

„Das werde ich tun, danke. Und genießen werde ich die Fahrt, bei dieser charmanten Begleitung.“

Ich glaube, ich wurde leicht rot bei diesem Kompliment, na ja, kein Wunder. Wir gingen daraufhin in den Speisewagen, der wirklich viel gemütlicher als der restliche Zug war. Auch das Essen war sehr gut, wenn ich auch viel mehr essen musste, als ich eigentlich wollte.

Walther nahm ein Steak, ich hielt mich an ein Seelachsfilet. Beim Essen sprachen wir nur wenig, beim folgenden Kaffee konnte Walther seine Neugier aber nicht mehr zügeln.

„Clarissa, Sie haben mir noch immer nicht erzählt, woher Sie von dem Diebstahl wussten. Sie konnten doch nichts davon gesehen haben, oder?“

„Nein, das nicht, aber mir war der Mann vorher schon aufgefallen. Er lief an den Abteilen vorbei und sah sehr aufmerksam hinein. Bei Ihrem Abteil blieb er stehen, ging kurz hinein und kam sofort wieder heraus. Das fand ich sehr verdächtig.“

„Eine bemerkenswerte Beobachtungsgabe, wirklich. Ich bin froh, dass Sie im Zug sind, sonst wäre mir das schlecht bekommen. Das Geld hat mir nämlich ein Freund übergeben, damit ich für ihn ein Auto kaufe.“

Wir unterhielten uns noch ein wenig über dies und das, dabei verging die Zeit wie im Fluge. Erst als wir in Harwick hielten, merkte ich, wie spät es schon war.

„Ich glaube, ich sollte jetzt zu meinem Abteil zurückgehen, ich muss gleich aussteigen.“

„Ich begleite Sie, wenn Sie nichts dagegen haben, Clarissa?“

„Natürlich nicht, aber wir müssen wieder durch den halben Zug.“

„Kein Problem, ich bin noch gut zu Fuß.“

Wir lachten, als wir uns in Bewegung setzten. Der Speisewagen befand sich im ersten Wagen, ich musste in den sechsten Wagen zurück, so konnten wir uns immerhin noch ein wenig weiter unterhalten. Zum Glück fragte er mich nicht, warum ich in seinem Wagen war und den Diebstahl beobachten konnte, wenn ich doch eigentlich einen Wagen weiter meinen Platz gefunden hatte.

Als wir angekommen waren, war bereits der Bahnhof von Peebles in Sicht. Ganz automatisch musste ich an meine Kindheit denken, an die Zeit, die ich hier verbracht hatte. Dabei war es noch gar nicht so lange her, nur war in der Zwischenzeit einiges passiert.

Walther half mir und trug mir meinen Koffer bis auf den Bahnsteig. Dort verabschiedeten wir uns per Handschlag und wünschten uns gegenseitig alles Gute. Ich sah ihm noch hinterher, bis er im Zug verschwand, dann tippte mir jemand von hinten auf die Schultern.

Schnell drehte ich mich um, dabei überflog ein Lächeln mein Gesicht, denn es waren Jessica und Peter Flanigan, meine Adoptiveltern.

Auch wenn Jessica und Peter nicht meine leiblichen Eltern waren, so hatte ich doch trotzdem ein ganz besonderes Verhältnis zu ihnen. Wir lagen uns erst einmal minutenlang in den Armen.

Es war schön, wieder daheim zu sein. Auch wenn London zu meiner zweiten Heimat geworden war, hier lagen nun mal meine Wurzeln. Jessica war es, die das Schweigen brach, nachdem sie mich von oben bis unten gemustert hatte.

„Du hast abgenommen, mein Kind. Bekommst du in London nicht genug zu essen?“

„Doch, manchmal fehlt einfach die Zeit ...“

„Papperlapapp, das Argument zählt nicht. Hier nehmen wir uns auf jeden Fall die nötige Zeit zum Essen. Wie geht es dir denn sonst so, am Telefon warst du ja nicht so richtig gesprächig? Warst du wirklich im Krankenhaus?“

„Ja, aber nur ein paar Tage. Es geht mir schon wieder viel besser.“

„Peter, findest du nicht auch, dass Clarissa noch ein wenig blass aussieht?“

„Ja, das finde ich auch, aber wir gehen jetzt erst einmal. Clarissa kann uns ja später noch alles erzählen, wenn wir daheim sind, es ist mit nämlich zu kalt.“

Er machte eine kurze Pause, dann sprach er weiter.

„Ich freue mich aber, dass meine Kleine wieder da ist.“

Er drückte mich, wie nur ein Vater seine Tochter drücken kann, es war einfach wunderschön. Dann gingen wir zum Wagen. Es war wirklich kalt hier, noch ein paar Grade weniger als heute Morgen in London. Schnee lag noch keiner, aber es konnte nicht mehr lange dauern, bis es anfangen würde zu schneien.

„Bekommen wir noch eine weiße Weihnacht, Peter?“

„Die Meteorologen sind sich nicht ganz sicher, aber ich glaube schon. Vielleicht fängt es an Heiligabend an zu schneien. So, wir sind da, alles einsteigen bitte.“

Peter fuhr noch immer den dunklen Rover, jetzt schon seit mehr als 15 Jahren. Mit dem Wagen konnte man auch im schlechten Gelände fahren, wir hatten ihn immer für unsere Touren in die Berge genutzt. Inzwischen sah man ihm das Alter an.

„Lange macht es der Rover aber nicht mehr.“

„Fürchte ich auch.“

„Peter überlegt schon fieberhaft, was er sich als nächstes zulegen könnte. Wie sieht es bei dir aus, Clarissa, hast du schon begonnen, deinen Führerschein zu machen?“

Da waren wir bei einem speziellen Thema. Ich hatte ihn noch hier in Peebles machen wollen, aber nicht mehr die nötige Zeit gefunden. Ich hatte mich in London schon nach Fahrschulen umgesehen, aber mich noch nirgends angemeldet.

„Nein, ich hatte noch keine Zeit, aber im Frühling werde ich bestimmt anfangen.“

„Ist das Studium so schwer, dass du gar keine Zeit mehr hast?“

„Es ist sehr anstrengend, aber es geht.“

„Und was ist mit deinen Freunden, wie sind sie so? Wie alt ist dieser Professor, ... Robson, nicht wahr?“

„Jessica, halte dich doch mal ein wenig zurück, Clarissa muss ja das Gefühl haben, im Kreuzverhör zu stecken.“

Ich lachte, während Jessica ein etwas beleidigtes Gesicht an den Tag legte. Aber natürlich sollte sie trotzdem eine Antwort bekommen.

„Meine Freunde sind einfach klasse. Ich habe dir ja schon am Telefon und in den Briefen ein wenig von ihnen erzählt. Der Professor hat mir eine Arbeit gegeben und passt ansonsten auf mich auf wie ein Vater. Und Terry ist einfach eine duftige Freundin, ich bin froh, dass ich sie habe. Ihr Freund heißt Tommy und ist eine echte Stimmungskanone. Ich kann mich voll auf sie verlassen.“

„Warst du mit dem Professor in Griechenland?“

„Ja, das hatte ich dir ja geschrieben. Der Professor hatte dort einen Auftrag für einen Freund zu erledigen, und mich durfte er mitnehmen.“

„Es scheint dir ja dort wirklich zu gefallen, das ist schön.“

„Ja, London ist toll und meine neuen Freunde auch, aber am schönsten ist es immer noch bei euch.“

Ich saß hinten im Auto und konnte Jessica auf dem Beifahrersitz bei meinen Worten umarmen. Danach sagte keiner mehr ein Wort, wir waren auch schon wenig später da.

Es war schon etwas Besonderes, wieder vor dem Haus zu stehen, in dem ich aufgewachsen bin. Es befand sich nahe am Stadtrand, in die eine Richtung lag der Highway, in die andere der Wald, den man von hier aus erkennen konnte.

Es wurde bereits so langsam dunkel, das machte das Gehölz für die meisten Menschen geheimnisvoll, aber ich hatte keine Angst, ich liebte den Wald. Oft war ich als Kind dort spielen gewesen und war auf viele Bäume geklettert, auch wenn sich das für Mädchen vielleicht nicht so gehört.

Jessica hatte sich immer aufgereggt, wenn ich wieder mit grünen und manchmal sogar eingerissenen Hosen nach Hause gekommen war. Peter hatte immer nur zugesehen und gelächelt. Er kannte meine Vorliebe für die Natur und hatte sie geteilt. Ich vermisste die Ausflüge in die Highlands und das sagte ich ihm auch.

„Ich war seit dem Sommer nicht mehr da, wir beide im Juli war das letzte Mal. Jetzt ist das Wetter zu schlecht, da kommen wir nicht mehr durch, denn da oben liegt schon Schnee. Versuche mal im Sommer zu kommen, dann fahren wir los, nur wir beide.“

„Das kann ich mir ja nicht entgehen lassen. Aber ich nehme dich beim Wort.“

Mein Zimmer war noch immer unverändert, aber frisch geputzt. Ich packte schnell meinen Koffer aus und verstaute auch meine Weihnachtsgeschenke im Schrank, es sollte sie ja keiner sehen. Zum Glück hatte ich schon alles gekauft, bevor ich ins Krankenhaus kam. Als ich damit fertig war, ging ich wieder nach unten, um bei Peter und Jessica zu sein.

Die Letztere hatte sich schon in die Küche begeben und damit begonnen, das Abendessen zuzubereiten. Ich klopfte einmal sachte an die Tür als ich eintrat.

„Hi, kann ich dir etwas helfen?“

„Nein, danke, ich schaffe das schon. Heute bist du der Gast und der sollte ja nicht in der Küche helfen müssen. Außerdem kenne ich dich, Küchenarbeit war noch nie deine Stärke.“

Sie sagte das mit einem Lächeln auf den Lippen, auch wenn ihr das früher vielleicht nicht so leichtgefallen war. In der Küche hatte ich nie helfen wollen, da hatte ich lieber Peter beim Holzhacken oder Reparieren von irgendwelchen Geräten geholfen. Peter war das natürlich recht gewesen, so hatte er mehr Zeit mit mir verbringen können.

Jetzt saß er im Wohnzimmer und sah fern, gerade liefen Nachrichten. Ich setzte mich dazu, manchmal diskutierten wir auch über den einen oder anderen Beitrag. Wir waren nicht immer einer Meinung gewesen, aber wir hatten die Standpunkte des anderen immer akzeptieren können, sonst hätten wir uns sicherlich nicht so gut verstanden.

Die Zeit verging und ich genoss jede Minute. Erst der aus der Küche strömende Duft des Abendessens erinnerte mich daran, wie spät es schon war. Es roch nach meinem Lieblingsessen, da musste ich unbedingt mal nachsehen.

Tatsächlich, es gab Hühnerfrikassee mit Reis. Jessica wusste, womit sie mir eine Freude machen konnte und ihr Lächeln verriet mir das auch.

„Dafür decke ich den Tisch.“

„Tue dir keinen Zwang an.“

Jessica hatte schon ein paar Teller aus dem Schrank geholt. Es waren aber nur drei.

„Was ist denn mit Steven, ist er nicht da? Ich vermisse ihn schon.“

„Er wollte heute länger arbeiten, er sagte schon, dass er wahrscheinlich nicht zum Essen da sein wird.“

„Ich hoffe aber, ich sehe ihn heute noch.“

„Bestimmt.“

So deckte ich den Tisch nur für drei Personen. Es dauerte noch zehn Minuten, dann war das Essen fertig und wir speisten wie die Könige. Jessica war eine famose Köchin

und erst jetzt merkte ich erst so richtig, was mir in London gefehlt hatte.

Etwas fehlte mir aber zum Essen, wie ich es die letzten Jahre immer erlebt hatte.

„Was ist denn genau mit Steven, warum kommt er so spät? Hat er so viel zu tun?“

„Steven wollte heute länger bleiben, eventuell sogar über die Nacht. Er meinte, er hätte Probleme mit der neuen Werkstatt.“

„Neue Werkstatt, Probleme? Wo, und warum?“

„In der alten wurde es zu eng und so hat er sich selbst eine Hütte zusammengezimmert, wo er arbeiten kann. Sie liegt die Straße runter, kurz vor dem Wald. Sie ist sehr schön geworden, aber jetzt gibt es immer wieder Probleme. Ich glaube, seine Werkzeuge sind ständig verschwunden.“

„Das ist ja doch recht ungewöhnlich, wer klaut Werkzeuge? Wenn ihr nichts dagegen habt, dann gehe ich ihn besuchen und bringe ihm sein Abendessen mit.“

„Klar, mach das, Steven wird sich freuen. Ich stelle ihm eine Portion zusammen.“

„Und ich hole mir meine dicke Jacke.“

Schnell flitzte ich die Treppen hoch und zog mir die dicke Winterjacke über. Ich wusste, wie kalt es um diese Zeit sein konnte, aber weit hatte ich es zum Glück nicht. Als ich wieder unten war, hatte Jessica das Essen schon passend verpackt und drückte es mir in die Hand.

„Kommst du denn gleich wieder, du weißt, es ist kalt?“

„Mal sehen, was Steven noch so vorhat. Es kann auch etwas länger dauern, ich möchte mich ja mit ihm auch ein wenig unterhalten. Wir werden sehen, bis später dann.“

„Warte, hier, nimm doch die Taschenlampe mit, damit du den Weg findest.“

„Aber ich kenne mich doch hier aus.“

„Egal, es ist dunkel und es kann nicht schaden.“

Ich seufzte über so viel mütterliche Fürsorge, aber sie hatte bestimmt Recht.

Als ich die Tür aufzog, pfiß mir schon der kalte Wind entgegen. Es hatte aufgefrischt und war noch mal einige Grade kälter geworden als nachmittags. Nicht gerade das Richtige, wenn man erkältet ist. Jessica winkte mir noch aus einem der Fenster zu, dann machte ich mich auf den Weg.

Ich war inzwischen froh, die Taschenlampe dabei zu haben, denn die Straßenbeleuchtung war doch sehr dürftig und ich stand ohnehin schon unter der letzten Laterne. Ohne die Stablampe hätte ich nicht einmal meine Füße erkennen können, so dunkel war es.

300 Meter war ich unterwegs, dann machte die Straße einen kleinen Knick in Richtung Wald. Gleichzeitig wurde aber die Straße schlechter, denn ich war jetzt auf der Höhe des letzten Wohnhauses. Ich wusste ja nicht genau, wo die Hütte lag, aber ich kannte Steven, und konnte es mir denken.

Wir hatten beide früher dort oft gespielt, es waren nur noch wenige Schritte. Dann

sah ich sie. Die Hütte lag bereits im Wald und so konnte ich das Licht auch erst erkennen, als ich näher dran war. Eine Lampe brannte im Inneren, aber nach außen drang nur wenig Licht, die in der Nähe stehenden Bäume schluckten die Strahlen einfach.

Ich schüttelte mich, denn mir war kalt, so ging ich einen Schritt schneller. Auch wenn ich nicht viel von dem einfachen Gebäude erkennen konnte, so bewunderte ich doch Stevens Fähigkeiten, es sah sehr stabil aus, außerdem hatte er hier seine Ruhe und konnte auch bis spät in die Nacht arbeiten. Im Zentrum, wo die Hauptwerkstatt lag, ging das meistens nicht, da beschwerten sich manchmal die Anwohner.

Ich musste einen Augenblick suchen, bis ich die Tür gefunden hatte, sie war an der linken Seite. Höflich, wie es sich gehört, klopfte ich zunächst an.

Von innen war nur ein „Ja“ zu hören, das eher überrascht wirkte. Dafür war die Freude umso größer, als ich die Tür geöffnet hatte.

„Clarissa, das finde ich klasse, dass du mich hier besuchst. Lass dich umarmen.“

Wir umarmten uns, denn unser Verhältnis war sehr gut. Die Situation innerhalb der Familie war immer klar gewesen und Steven, der drei Jahre älter war als ich, hatte sie akzeptiert.

Er war der leibliche Sohn, aber er musste die Liebe seiner Eltern mit mir teilen. Das war nicht immer einfach gewesen, aber dafür hatte er auf anderen Gebieten von mir profitiert, hatte ich ihm doch trotz des Altersunterschiedes manches Mal in der Schule helfen können.

„Es ist schön, dass du hier bist. Wie komme ich zu der Ehre?“

„Ich dachte mir, wer viel arbeitet, der sollte auch mal etwas essen. Mutter hat dir ein Abendessen eingepackt, wir sind gerade mit Essen fertig.“

„Super, ich habe einen Bärenhunger. Komm, setzen wir uns doch an den Tisch.“

Wir ließen uns auf den einzigen beiden Stühlen nieder und während Steven sein Essen auspackte und probierte, konnte ich mich ein wenig umsehen.

Der Raum war gut eingerichtet, der große Arbeitstisch fiel mir als erstes ins Auge. Dazu kam noch eine kleinere Arbeitsplatte, die direkt unter der Werkzeuggeste an der Wand angebracht war. Die war ebenfalls gut bestückt und deutete an, dass hier ein Experte arbeitete. Angenehm warm war es auch, dafür sorgte ein heller Heizkörper, der voll aufgedreht war. Einige Holzstücke sah ich auch herumliegen, teilweise bearbeitet, teilweise im Rohzustand.

„Sehr schön hast du es hier. Hast du das alles selbst gemacht?“

Steven hatte noch einen Bissen im Mund, daher musste ich auf seine Antwort einen Augenblick warten.

„Nein, Vater und mein Chef haben mir geholfen, aber den Großteil habe ich schon selbst gemacht. Es war sehr viel Arbeit, aber es hat sich gelohnt. Wenn nur diese ständigen Probleme nicht wären.“

„Was für Probleme? Vater hat da etwas angedeutet, aber etwas Genaueres hat er mir nicht erzählen können.“

„Es sind jetzt schon drei Mal Werkzeuge verschwunden, zwei Mal sogar fertige Werkstücke, an denen ich lange gearbeitet hatte. Eigentlich kann keiner Verwendung für diese Sachen haben. Die Hütte war immer abgeschlossen, auch am nächsten Morgen noch, trotzdem ist etwas gestohlen worden.“

„Hast du die Polizei informiert?“

„Ja, aber es sah ein wenig lächerlich aus. Die Sachen waren alle sehr klein und von nur geringem Wert. Als ich den Polizisten dann erzählt habe, dass die Tür immer abgeschlossen war und nur ich einen Schlüssel habe, wollten sie gar nichts mehr unternehmen. Die Polizei ist hier keine große Hilfe, ich mache das jetzt lieber selbst.“

„Wie?“

„Ich lege mich auf die Lauer, notfalls die ganze Nacht. Ich will herausfinden, wer dahintersteckt.“

„Das kann aber ziemlich lange dauern. Was hältst du von etwas Gesellschaft?“

„Möchtest du bei mir bleiben? Ich habe nichts dagegen, aber es kann gefährlich werden. Ich weiß ja nicht, wer für die Diebstähle verantwortlich ist.“

„Ich kann auf mich aufpassen, keine Sorge. Aber wer passt auf dich auf?“

Steven lachte, bevor er antwortete, Er wusste, wie ich das gemeint hatte. Wir hatten uns immer gegenseitig beschützt, auch wenn einer mal Mist gebaut hatte. Meistens war das mein Bruder gewesen und ich hatte ihm dann geholfen, aber einen großen Bruder in der Hinterhand zu haben, war für mich auch immer von Vorteil gewesen.

„Ich freue mich, wenn ich hier nicht allein sein muss, aber ich habe gehört, du wärest im Krankenhaus gewesen. Geht es dir denn schon wieder gut genug?“

„Hier ist es warm und mir geht es auch wieder besser, ich stehe das schon durch.“

„Also, einverstanden, wir halten gemeinsam Wache. Allerdings muss ich das Licht löschen, sonst wird wohl kein Einbrecher kommen.“

„Das sehe ich auch so. Und vor dir muss ich im Dunkeln wohl keine Angst haben?“

„Ich glaube nicht“, sagte er, dann löschte Steven das Licht. Um den Bluff komplett zu machen, öffnete er kurz die Tür, schloss sie dann wieder von innen und drehte den Schlüssel herum, den er sich anschließend in die Hosentasche steckte. Dann setzten wir uns beide in eine dunkle Ecke des Raumes, aus der wir Tür und Fenster gut beobachten konnten.

Erst jetzt, wo das Licht aus war, bemerkte ich, wie stark doch der Mond die Szenerie erhellen konnte, er war erst in den letzten Minuten aufgegangen. Wir hatten Vollmond und konnten uns sogar gegenseitig erkennen, auch durch das Fenster bis zu den ersten Bäumen konnten wir schauen.

Die Heizung ließ Steven an, denn es wäre sonst zu kalt geworden. Ein paar Minuten warteten wir nur und lauschten der Nacht, bis Steven mich wieder ansprach.

„Ich glaube nicht, dass so schnell etwas passieren wird, wenn wir uns leise unterhalten, kann man das draußen nicht hören. Ich wollte gerne wissen, wie es so in London ist.“

Wir unterhielten uns über verschiedene Sachen, mein Studium, London, aber auch über Peebles, und was hier alles so in meiner Abwesenheit passiert war. Wir konnten uns so mehrere Stunden beschäftigen, aber langweilig wurde es uns doch langsam. Ohne Bewegung froren wir inzwischen, denn die kleine Heizung konnte den Raum nicht stark genug heizen.

Wir machten eine Gesprächspause, in der ich einen Blick auf meine Uhr warf. Es ging auf Mitternacht zu. Gerade wollte ich etwas sagen, da stoppte mich Steven mit einem Zischen.

„Da, sieh, auf der Fensterbank!“

Ich schaute rüber, aber ich konnte nichts erkennen. Trotzdem glaubte ich Steven, dass er etwas gesehen hatte.

„Was war da?“

„Ich glaube, es war ein Zwerg.“

Ich schluckte, denn ich musste sofort an die seltsame Erscheinung im Café in London denken, nun bekam vielleicht alles einen Sinn.

„Hat er dich auch gesehen?“

„Nein, ich glaube nicht, er schaute in die andere Richtung. Ich schätze, er hat nur die Lage ausspähen wollen, es geht bestimmt bald weiter. Da, die Tür.“

Steven hatte es zuerst gesehen, es war ein grünes Leuchten, das zwar von außen kam, aber durch das Schlüsselloch zu sehen war. Als nächstes war ein kurzes Knacken zu hören. Die Zwerge mussten die Tür mit einem magischen Trick geöffnet haben, anders konnte ich das grüne Licht nicht deuten.

Ich war gespannt wie ein Flitzebogen, aber ich ärgerte mich auch ein wenig. Anscheinend zog ich alles an, was mit Magie und Dämonen zu tun hatte. Da fuhr ich nach Hause zu meinen Eltern, um ein paar gemütliche Tage zu verbringen, und dann das.

Wir waren beide mucksmäuschenstill und kauerten uns noch tiefer in eine Ecke, um nicht zu früh gesehen zu werden. Es würde jeden Augenblick etwas passieren, da war ich mir sicher.

Dann war es so weit, die Tür schwang auf. Wir saßen gut und konnten alles sehen, ohne so schnell selbst gesehen zu werden. Ich hatte mit mehreren Zwergen gerechnet, aber bisher sah ich nur einen, der sich langsam der Schwelle näherte.

Das Wesen war ungefähr 30 Zentimeter groß und hatte sehr große Augen. Von der Kleidung konnte ich nicht viel erkennen, aber einen Hut trug es, das war sicher. Und es schien ein Krieger zu sein, denn er hielt einen Speer oder zumindest einen langen Stab

in der Hand, es war definitiv eine Waffe.

Der Kleine war misstrauisch, das konnte man sehen. Vielleicht war es die höhere Temperatur in der Werkstatt, vielleicht noch er uns auch einfach. Trotzdem trat er ein, immer vorsichtig in alle Richtungen spähend.

Es konnte nicht mehr lange dauern, dann musste er uns sehen können. Inzwischen stand er schon unter dem Tisch, dessen Platte ihn noch um 20 Zentimeter überragte. Wieder schaute er sich vorsichtig um, dann drehte er sich in Richtung Tür und rief etwas, was ich nicht verstehen konnte.

Leider war das für Steven so etwas wie ein Startschuss, denn er sprang auf und jagte auf den Zwerg zu. Er wollte ihn fangen.

„Los, Clarissa, den schnappen wir uns.“

Ich fühlte mich nicht gut dabei, aber ich musste Steven helfen, denn entkommen lassen wollten wir den Zwerg auf keinen Fall. Der hatte schnell reagiert und sich weiter in die Hütte hinein bewegt, weg von der Tür.

Er schrie etwas, aber ich konnte es nicht verstehen, es war eine fremde Sprache. Aber es klang ähnlich wie ein Hilferuf. Er war bestimmt nicht allein, aber wir konzentrierten uns nur auf diesen einen Zwerg, das war ein bitterer Fehler.

In unserem Rücken waren fünf weitere Zwerge in die Hütte eingedrungen, alle bewaffnet. Einer sprang auf die Fensterbank, ein anderer auf die Arbeitsplatte, dort wo auch das Holzrohmaterial aufbewahrt wurde. Die anderen drei kümmerten sich direkt um mich.

Ich war noch immer in der Vorwärtsbewegung, und bemerkte das Seil vor meinen Füßen viel zu spät. Die Zwerge waren geschickt und hatten blitzschnell eine Falle aufgestellt, in die ich prompt hineintappte. Ich riss die Arme hoch, aber meinen Fall konnte ich nicht mehr stoppen, nur ein wenig mildern.

Trotzdem tat mir alles weh, die Knie, der Kopf und die Hände, mit denen ich mich abstützen wollte. Ich wollte mich gerade umdrehen, als ich vor mir zwei kleine Krieger sah, die mir beide ihre Speere direkt ins Gesicht hielten.

Ich fror ein und machte keine Bewegung mehr. Jede Regung konnte ein Auge kosten. Ich hatte nur Angst, dass sie trotzdem zustießen, aber das wollten sie anscheinend nicht. Sie wollten mich nur unter Kontrolle halten, während sich die anderen um Steven kümmerten.

Der hatte inzwischen den ersten Zwerg in die hinterste Ecke getrieben. Vor lauter Eifer hatte er von meinen Problemen gar nichts bemerkt, auch die Anwesenheit von fünf weiteren Gegnern war ihm entgangen. Und die waren verdammt geschickt. Als sich Steven bückte, um nach dem ersten Zwerg zu greifen, flog ihm ein großes Stück Holz von der Arbeitsplatte aus entgegen.

Die Zwerge mussten große Kräfte haben, denn es konnte für sie nicht einfach sein, das große, unhandliche und auch schwere Stück so kraftvoll zu werfen. Das Ergebnis

war auf jeden Fall im wörtlichen Sinne niederschmetternd. Steven wurde an der Schläfe getroffen und kippte sofort um. Zum Glück fiel er nicht auf den Kopf, aber auch so musste der Aufprall sehr schmerzhaft sein.

Ich konnte nicht viel sehen, da ich mich nicht traute, den Kopf nur um einen Zentimeter zu bewegen. Ich sah Steven am Boden liegen und Blut aus einer Wunde am Kopf quellen, was meine Besorgnis um ihn noch steigerte. Wo waren wir da nur hineingeraten?

Einer der Zwerge sah nach Steven, untersuchte seinen Puls. Ich beruhigte mich erst wieder, als ich sein Nicken sah. Dann gab der erste Zwerg, der wohl der Anführer war, eine weitere Anweisung und deutete auf Steven.

Ich hatte nichts verstanden, aber ich sah gespannt auf meinen Bruder. Was hatten diese Wesen vor? Ihn töten? Dann kam ein weiterer Zwerg in mein Blickfeld.

Er hielt ein komisches Gerät in der Hand, das auf der einen Seite einen Griff, auf der anderen eine trichterförmige Öffnung besaß. Der Zwerg drückte einen Knopf und sogleich verließ ein grünlicher Strahl das Gerät und traf Steven.

Ich wäre gerne aufgesprungen, aber meine Wachen kamen noch einen Schritt näher, so dass ich die Speere auf meiner Haut spüren konnte. Ich rechnete damit, dass Steven sterben würde, aber etwas Unglaubliches passierte.

Das grüne Licht hüllte ihn ganz ein, machte seinen Körper sogar durchsichtig, so dass ich seine Knochen sehen konnte. Aber es waren keine Röntgenstrahlen, es war etwas anderes, viel geheimnisvolleres, denn Steven begann zu schrumpfen.

Ja, er wurde immer kleiner, bis er zuletzt ungefähr so groß war, wie die Zwerge um uns herum. Seine Kleidung schrumpfte mit ihm, es war ein wirklich unglaublicher Anblick.

Leider war Steven noch immer bewusstlos, aber immerhin kümmerte sich jetzt einer der Zwerge notdürftig um seine Wunde. Dies war auf Wink des Anführers passiert, der sich jetzt mir zuwandte. Sie wollten uns lebend, das war ein Hoffnungsschimmer.

Da, wieder ein Wink, diesmal für den Träger der geheimnisvollen Waffe. Jetzt war ich dran, doch ich konnte mich nicht wehren.

Ich sah das grüne Licht auf mich zukommen, dann spürte ich es überall an und in meinem Körper. Es war erst wie ein Kitzeln, dann spürte ich plötzlich die Schmerzen.

Es war als würde mein ganzer Körper zusammengedrückt, wie ein Auto in einer Schrottpresse. Ich schrie auf, dann wurde ich bewusstlos.

Kaum waren die Menschen verkleinert, wurden die Zwerge wieder richtig aktiv. Jeweils zwei trugen einen der beiden Gefangenen, einer hielt weiterhin die Geheimwaffe, der Anführer trug den Großteil der Waffen der anderen und ging voraus.

Hatten die Zwerge zuvor immer Gegenstände gestohlen, so nahmen sie nun die Menschen mit, das reichte ihnen. Fein säuberlich schlossen sie die Tür und verriegelten

sie auch wieder magisch. Dazu benutzte der Anführer ein weiteres magisches Artefakt, das alle Schlösser knacken und anschließend wieder verschließen konnte.

Danach setzte sich die seltsame Prozession in Bewegung, Richtung Wald. Keiner sprach ein Wort, auch wenn keine Gefahr bestand, hier von Menschen entdeckt zu werden. Aber jede kannte seine Aufgabe und führte sie perfekt aus.

Ihr Anführer hatte ihnen das immer und immer wieder gesagt, auch wie wichtig diese Aufgabe für ihr Volk war. Sie wurden von vielen Seiten bedroht, aber sie wollten sich nun wehren. Trotzdem war es ungewöhnlich, dass sie auf zwei Menschen trafen, sie hatten regelrecht auf ihr Erscheinen gelauert. Dafür mussten sie bestraft werden und das würde auch geschehen.

Doch jetzt war es ihre Aufgabe, die Gefangenen sicher zu ihrem Lager zu bringen, um dort Gericht über sie zu halten. Es war ein weiter Weg, es würde mehrere Stunden dauern, bis sie ihr Ziel erreichten. Aber es ging ihnen um das Wohl ihres Volkes, da war kein Marsch zu weit.

Sie gingen in den Wald, der immer dichter wurde, so dass die Gruppe schon nach wenigen Metern nicht mehr von der Hütte aus zu sehen war. Selbst der Mond konnte sie nicht mehr finden, so dicht wuchsen die Pflanzen hier.

Die Zwerge waren klein, schnell und fast völlig lautlos, auch wenn sie das zusätzliche Gewicht behinderte. Es dauerte nur wenige Minuten, dann hatten sie ihr erstes Teilziel erreicht, ein nach außen völlig normal aussehender Baumstamm.

Er hatte ein Loch von gut 20 Zentimetern Höhe, knapp über dem Boden, aber das war auch alles, was einem Menschen aufgefallen wäre. Kein erwachsener Mensch, ja kaum einmal ein Kind, hätte in dieses Loch hineinkriechen können, doch diese kleinen Wesen konnten es.

Sie mussten diesmal vorsichtiger sein, damit sie auch ihre *Ladung* sicher durch das Loch bringen konnten. So legten sie zunächst die Frau ab und trugen den Mann zu viert durch das Loch, dann kehrten sie um und holten die Frau.

Es war Platz genug für alle in diesem Baumstamm, der an seinem Fuß völlig ausgehöhlt war. Trotzdem lebte der Baum noch, das lag an der Magie, die nicht nur diesen Stamm, sondern auch einen Teil des Waldes am Leben erhielt. Für die Zwerge war die Natur auch gleichzeitig das Leben, so eng waren sie mit ihrer Umwelt verbunden.

Das war im Moment aber unerheblich für sie, sie wollten nur zurück zu ihrem Volk. Sie teilten sie wieder neu auf, dann ging es weiter, ihr Anführer ging voran.

Er schritt auf die Rückwand des Stamms zu, und plötzlich war er verschwunden. Wer es das erste Mal sah, der konnte einen Schrecken bekommen, aber die Krieger kannten das schon. Es war ein Dimensionstor und sie alle durchschritten es, auch die beiden Menschen wurden hindurch getragen.

Als ich erwachte, spürte ich als erstes meinen Kopf. Er dröhnte, als ob ich viel zu viel laute Musik gehört hätte, es war ein ganz komisches Gefühl. Aber ich hatte auch ungewöhnliche Schmerzen am restlichen Körper. Meine Muskeln schienen ganz weich geworden zu sein, dazu kam ein ständiges Schütteln meines Körpers, so dass mir mein Magen hochkam.

Kurze Zeit hatte ich das Gefühl zu fallen, dann lag ich auf dem Boden und ließ alles raus, was mich gestört hatte. Ich konnte mich kaum halten, selbst in der Seitenlage hatte ich das Gefühl hin und her zu schwanken. Meine Augen waren noch immer geschlossen, aber so langsam wollte ich sie wieder benutzen.

Es kostete viel Anstrengung, aber ich konnte die Augen öffnen und mich umsehen. Zunächst sah ich alles wie durch einen Schleier, aber es wurde langsam besser. Ich lag auf einem harten Steinboden, der aber zu uneben für ein Haus war. Und es war sehr hell, doch ich konnte keine Lichtquelle identifizieren. Es mussten die Wände sein, die das Licht produzierten.

Dann erst sah ich auf die Zwerge. Zwei standen neben mir, sie mussten mich getragen und gerade heruntergelassen haben. Einer stand vor mir und sah mich neugierig aber auch ein wenig herablassend an. Er schien mich zu verachten, auch wenn ich nur ahnen konnte, weshalb.

Wo war Steven? Ich wollte mich umdrehen, aber da spürte ich schon die Kopfschmerzen und mir wurde wieder übel, doch ich konnte es gerade noch unterdrücken.

„Bleib liegen, es ist besser für dich.“

Es war der, der vor mir stand, er hatte mit mir gesprochen. Er musste so etwas, wie der Anführer sein, denn er machte einen Wink und einer der Zwerge kam mit einem Beutel zurück.

„Trink einen Schluck, es wird dir helfen.“

Ich überlegte einen Augenblick, ob das vielleicht eine Falle war, aber ich war sowieso in ihrer Hand, wozu sollten sie mich vergiften. Und mein Durst war einfach zu groß für jegliche Zweifel. Der Zwerg musste mir den Behälter an die Lippen halten, ich wäre sonst zu schwach gewesen, ich hatte kaum Gefühl in meinen Gliedern.

Das Wasser war frisch und kalt und erfrischte mich. Aber es schmerzte auch in der Kehle, die vom Erbrechen noch angegriffen war. Trotzdem war ich froh und merkte, wie es mir langsam besserging. Ein kurzes, mehr gehauchtes „danke“ war alles, was ich über die Lippen brachte. Aber mich trieb auch die Sorge um Steven, dass sah mir mein Gegenüber wohl an.

„Dreht sie um, damit sie den Mann sehen kann.“

Die anderen Zwerge folgten dem Befehl. Leider sehr schnell, so dass ich meinen dröhnenden Kopf wieder spürte. Inzwischen war ich aber darauf vorbereitet und überstand es.

Da war Steven, er lag vor mir und wurde ebenfalls von zwei Zwergen transportiert, die ihn auf den Boden gelegt hatten. Ich sah die Verletzung an der Stirn und hatte wieder Angst um ihn, außerdem befürchtete ich eine Entzündung der Wunde, denn er war von oben bis unten in Staub gehüllt, mir ging es da wahrscheinlich nicht anders.

„Was ist mit ihm?“

Ich hatte Mühe, die Worte auszusprechen, aber der Anführer hatte mich trotzdem verstanden.

„Er wird es überleben und bald wieder aufwachen.“

„Ich möchte seine Wunde behandeln.“

Er überlegte einen Augenblick, dann winkte er zustimmend. Man brachte mir noch mehr Wasser und einen Lappen, wenn er auch nicht ganz sauber und bestimmt nicht steril war.

Die Wunde hatte aufgehört zu bluten, das war schon ein gutes Zeichen. Ich säuberte sie so gut wie möglich, ein Verband war nicht nötig. Plötzlich regte sich Steven und begann zu stöhnen.

Ich gab ihm zu trinken, dass er freudig annahm. Er hatte Kopfschmerzen, aber die Auswirkungen der Schrumpfung hatte er wohl besser überstanden als ich, zumindest musste er sich nicht übergeben. Er sah mich an und war froh, dass es mir gut ging, zumindest den Umständen entsprechend.

Dann erst sah er unsere Entführer. Er wollte aufspringen, aber da stoppte ihn schon ein Speer.

„Ich sehe, du hast noch zu viel Energie, das lässt sich ändern. Von jetzt an werdet ihr laufen.“

Zwei Zwerge halfen uns hoch, während zwei andere uns mit den Waffen bedrohten. Ich war froh, dass wir festgehalten wurden, denn wir schwanken doch beide ganz bedrohlich.

„Die Hände fesseln!“

Wieder ein scharfer Befehl des Anführers, der mir gar nicht gefiel. Zunächst wurden Stevens Hände zusammengebunden, dann meine. Zum Glück vor dem Körper, dies macht das Gehen nicht zur Unmöglichkeit, aber es behinderte uns doch sehr.

„Es geht weiter.“

Jeweils einer der Zwerge hielt das Seilende, mit dem wir gefesselt waren, und zog uns daran vorwärts, die anderen zwei gingen hinter uns und hielten ihre spitzen Waffen im Anschlag.

„Wo sind wir hier“, wollte Steven wissen.

„Ich weiß es nicht, ich bin auch eben erst aufgewacht.“

„Sind die gewachsen, oder sind wir kleiner geworden.“

Es hörte sich witzig an, aber mir war nicht nach Lachen zumute. Steven auch nicht, so bekam er eine ehrliche Antwort.

„Letzteres. Sie haben eine Waffe, die alles schrumpfen lässt, den Körper und auch die Kleidung, ich habe es miterleben müssen.“

Steven sah mich mitleidsvoll an. Er versuchte sich wahrscheinlich vorzustellen, was ich erlebt hatte, aber das war kaum möglich.

„Und was wollen die von uns?“

„Kann ich dir nicht sagen, aber es ist nichts Gutes.“

„Ruhe jetzt da hinten, spart eure Puste lieber für den Marsch.“

Kaum hatte der Chef uns getadelt, wurden auch schon die Stricke angezogen und wir damit vorangetrieben. Der Marsch war lang. Ich versuchte, die Zeit zu schätzen, doch mein Zeitgefühl ließ mich im Stich. Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir nur, dass sie stand.

Das konnte an der Schrumpfung liegen, oder aber an dieser Welt. Ich glaubte inzwischen, in einer anderen Dimension zu sein. Solche schier endlosen Höllen mit phosphoreszierenden Wänden kannte ich nicht, auf jeden Fall gab es die nicht in Schottland.

Nach zwei, vielleicht aber auch schon vier Stunden, machten wir eine zweite Pause. Unsere Führer zogen einmal schnell an den Stricken, schon lagen wir auf dem Boden. Wir waren an einer Kreuzung, vier Wege führten in verschiedene Richtungen.

„Holt Wasser!“

Diesmal galt der Befehl nicht uns, sondern den zwei Zwergen, die sich sofort in Bewegung setzten. Normalerweise hätte ich jetzt an Flucht gedacht, aber hier erschien es mir sinnlos. Selbst wenn wir uns hätten absetzen können, den Ausweg hätten wir nie allein gefunden, dafür waren wir an zu vielen Abzweigungen vorbeigekommen. Ich fühlte mich auch dafür viel zu schlapp, wir mussten also das Beste aus unserer Lage machen und abwarten.

Der Anführer der Zwerge saß direkt vor uns auf einem kleinen Stein und trank einen Schluck aus dem Wasserbehälter. Ich hatte auch Durst, aber ich sagte kein Wort. Er sah mich an und ich ihn, dann reichte er mir den Beutel. Ich trank einen Schluck und reichte ihn dann an Steven weiter.

Dabei sah ich die ganze Zeit unseren Gegner an. Bisher hatte ich ihn vor allem von hinten gesehen, nun konnte ich ihn genauer betrachten.

Nach menschlichen Maßstäben war er hässlich. Sein Gesicht war verdreckt und auch die eine oder andere Narbe hatte er. Die Nase war länger als bei einem Menschen, auch etwas dicker, aber das war noch halbwegs in Ordnung. Schlimmer waren die furchtbar verfilzten Haare, die er wahrscheinlich im Leben noch nie gewaschen hatte.

Trotzdem hatte er eine eigene Persönlichkeit, denn er hatte immerhin die Befehlsgewalt über die anderen Zwerge. Ich konnte mich meistens auf meine Menschenkenntnis verlassen, ich hoffte, dass sie auch bei Zwergen funktionierte. Dieser machte mir einen ehrlichen Ausdruck, das machte mir ein wenig Hoffnung.

„Genug gestarrt“, sprach er mich an.

„Ja, ich denke schon. Warum habt ihr uns entführt?“

„Ihr habt euch Verbrechen gegen unser Volk schuldig gemacht und werdet dafür vor unser Gericht gestellt.“

„Was für Verbrechen?“

„Das werdet ihr bei der Verhandlung hören.“

„Hasst du uns?“

Ich hatte ihn sehr direkt gefragt und bekam auch eine direkte und sehr kurze Antwort, auch wenn er vorher noch kurz überlegte.

„Ja.“

„Warum?“

„Ihr Menschen habt uns schon seit vielen Tausend Jahren verfolgt und getötet, wo ihr nur konntet. Wir mussten immer wieder vor euch fliehen, jetzt leben wir hier, in einer anderen Dimension. Zurück können wir sowieso nicht mehr, weil ihr die Umwelt soweit zerstört habt, dass wir darin gar nicht mehr leben könnten. Wir sind verzweifelt, und nun beginnt ihr, uns auch den letzten verbliebenen Rest Lebensraum zu nehmen. Reicht das für den Anfang?“

Jetzt musste ich nachdenken. Sicherlich, ich war nicht für die Fehler meiner Mitmenschen verantwortlich oder für das, was vor vielen Jahren passiert ist, aber ich konnte mich hier nicht drücken. Ich wollte nicht um Gnade winseln.

„Ja, ich denke schon.“

Ich hatte ihn überrascht, mit dieser Antwort hatte er nicht gerechnet. Er schüttelte nur den Kopf, dann stand er auf. Gleichzeitig hörten wir ein Zischen aus dem Seitengang.

Der Anführer musste dieses Geräusch kennen, denn er griff nach seinem Speer, da schoss schon ein weißer Blitz aus dem Dunkel hervor und hüllte ihn blitzschnell ein.

Es ging so schnell, er hatte keine Zeit mehr, um zu reagieren. Eine weiße Masse hatte ihn erfasst und zog ihn zu sich. Gleichzeitig kam etwas aus dem Dunkel, was wir vorher nicht hatten sehen können.

Es war eine Spinne, so gewaltig wie wir sie noch nie zuvor gesehen hatten. Ihr Körper war eine riesige behaarte Kugel, die den Zwerg deutlich überragte. Jedes ihrer Beine war fast so lang wie der Zwerg, der von dem Untier herangezogen wurde.

Ich sah mich um, denn ich wollte diesem Mann helfen. Die anderen Zwerge zogen sich zurück, sie hatten Angst. Ich konnte es ihnen nicht verübeln, wahrscheinlich kannten sie diese Tiere und ihre Gefährlichkeit besser als wir. Aber ich wollte nicht aufgeben. Nur drei Meter vor uns lagen einige Speere im Sand, sie waren die einzige Chance, die wir hatten.

Ich warf mich vor, schnappte mir den ersten und warf ihn rüber zu Steven, der

inzwischen auch stand. Er schaute mich kurz verdutzt an, aber er hatte verstanden. Wir mussten dem Zwerg helfen, auch wenn er unser Gegner war, aber hier hatten wir einen gemeinsamen Feind, der noch viel gefährlicher war.

Ich griff nach dem nächsten Speer, während Steven todesmutig auf die Spinne zuing. Mit gefesselten Händen konnte er den Speer nicht gut werfen, aber er konnte die Spinne damit beschäftigen. Die hatte mit dem Zwerg schon genug zu tun, denn er wehrte sich nach Leibeskräften, auch wenn er gegen das klebrige Wurfnetz nicht viel ausrichten konnte, aber er besorgte uns etwas Zeit.

Ich ging ebenfalls auf das Monstrum zu, auch wenn ich nicht wusste, wie ich es besiegen konnte. Mein Einsatz hatte aber noch andere Vorteile, denn er rüttelte die anderen Zwerge endlich auf. Eine Frau, die zudem noch gefesselt und ihr Feind war, riskierte ihr Leben, um ihrem Anführer zu helfen. Das konnten sie nicht auf sich sitzen lassen.

Es wurde eng, als wir alle gegen die Spinne kämpften, doch wir konnten sie immerhin so beschäftigen, dass sie den anderen Zwerg nicht fressen konnte. Noch immer zappelte er im Netz und kam nicht frei.

Wenn ich doch meine Armbrust gehabt hätte, ich hätte dem Biest die Augen ausgeschossen. Die Augen, das war die Idee.

„Wir müssen die Augen erwischen, dort ist sie bestimmt verwundbar. Werft notfalls die Speere.“

Einer der Zwerge hörte auf mich, wartete noch auf den richtigen Augenblick, dann warf er seinen Speer, direkt auf das rechte Auge der Riesenspinne.

Es klatschte, als der wuchtig geworfene Speer mitten im rechten Auge einschlug, sich dort tief hineinbohrte und stecken blieb. Dann ertönte ein Geräusch, wie es zuvor noch nie gehört hatte, oder wer kann sagen, dass er weiß, wie eine Spinne schreit?

Diese jedenfalls tat es, in einer Tonlage, die wahrscheinlich Gläser zum Platzen gebracht hätte. Er ebte schnell wieder ab, aber das lag wohl eher daran, dass die Spinne keine Kraft mehr hatte. Die Schmerzen mussten einfach grauenvoll sein, ich wollte es mir selbst gar nicht vorstellen.

Das eine Auge war völlig zerstört und das war wahrscheinlich auch das Todesurteil für die Spinne, denn so konnte sie kaum kämpfen. Wahrscheinlich ahnte sie es, und das machte mir Angst, sie würde uns weiter angreifen. Doch das Untier zog sich zurück und überließ uns auch ihr vermeintliches Opfer.

Einer der Zwerge verfolgte sie noch ein paar Meter und postierte sich dann als Aufpasser im Gang, damit uns keine unliebsamen Gäste mehr überraschen konnten. Gleichzeitig halfen die Zwerge ihrem Anführer, der sich wahrscheinlich nie selbst aus dem klebrigen Brei hätte befreien können.

Es dauerte fast zehn Minuten, bis er sich wieder halbwegs normal bewegen konnte,

die Spuren waren ihm aber noch immer deutlich anzusehen. Wir hatten uns derweil ein wenig zurückgezogen und beobachteten aus der Entfernung. Bewacht wurden wir nicht, denn alle kümmerten sich nur um ihren Chef.

Auch die beiden anderen Zwerge kamen gerade wieder und sahen ein für sie sicherlich überraschendes Bild. Sie bekamen den Wutausbruch ihres Chefs noch mit, auch wenn sie selbst nicht dabei gewesen waren. Es musste eine ziemliche Standpauke gewesen sein, auch wenn wir kein Wort verstanden. Als er fertig war, kam er zu uns.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Warum habt ihr mir geholfen?“

Ich übernahm das Antworten, was Steven sehr recht war, denn er wusste, dass ich in einer solchen Lage einen kühlen Kopf behielt und meistens die richtigen Worte fand.

„Für uns war es selbstverständlich zu helfen.“

„Vielleicht wusstet ihr nicht, wie groß die Gefahr war. Diese Spinnen sind gefährlich und töten immer wieder welche von uns. Meine Leute waren zu ängstlich, sie griffen erst ein, als ihr ihnen den nötigen Mut gemacht habt. Aber wir sind Feinde, es wäre vielleicht besser für euch gewesen, wenn das Tier mich gefressen hätte.“

„Ich weiß nicht, ob wir Feinde sind, zumindest glaube ich nicht, dass wir Feinde sein müssen. Aber sicher ist, dass diese Spinne ein gemeinsamer Feind war, und der musste bekämpft werden.“

„Ich muss gestehen, ich hatte bisher ein ganz anderes Bild von euch Menschen.“

„Ich kenne euch nicht, aber ich glaube, dass wir uns ähnlicher sind, als wir alle vielleicht denken. Es gibt bei uns auch schwarze Schafe, böse Menschen, viel zu viel wahrscheinlich. Aber es gibt auch gute Menschen, die anderen helfen und für sie bereit sind, ihr Leben zu riskieren.“

„Auf jeden Fall danke ich euch, euch beiden für meine Rettung. Was kann ich für euch dafür tun?“

„Du könntest uns freilassen.“

„Nein, das kann ich leider nicht. Ich bin verpflichtet, euch zu unserem Lager zu bringen, wo ihr vor ein Gericht gestellt werdet. Ich kann euch nur versprechen, für euch einzutreten, als euer Verteidiger.“

„Könntest du uns wenigstens die Fesseln abnehmen? Wenn wieder eine Spinne angreift, können wir uns selbst verteidigen.“

Er sah mir in die Augen, so schob ich noch einen Satz nach.

„Wir werden auch nicht fliehen, wir wissen ohnehin nicht wohin.“

„Das ist wahr, ich werde es tun“, sagte er, als er die bindenden Stricke zerschnitt.

„Fühlt ihr euch gut genug, damit wir weitergehen können? Es ist nicht mehr sehr weit.“

Ich sah kurz zu Steven, der nickte.

„Ja, wir haben wohl keine Wahl.“

„Dann folgt mir.“

Es folgte noch ein scharfer Befehl an die Zwerge, die ihre Position einnahmen. Zwei übernahmen die Führung, der Rest ging hinter uns. So gingen wir eine Weile, dann schob sich der Anführer wieder an mich heran, um mit mir zu sprechen.

„Bitte sage mir deinen Namen.“

„Clarissa, Clarissa Hyde, das ist mein Bruder Steven.“

„Ich heiße Sielag.“

„Sage mir Sielag, was seid ihr für ein Volk und wo sind wir hier?“

„Das weißt du nicht? Ihr habt doch auf uns gewartet, wolltet uns fangen.“

„Wir wollten nur Diebe fangen, wir wussten nicht, auf wen wir treffen würden. Wir haben nicht gewusst, dass es euch überhaupt gibt.“

„Hättest du mir das vor einer Stunde gesagt, ich hätte dir nicht geglaubt, dir dafür eher ins Gesicht gespuckt. Das heißt nicht, dass ich es dir jetzt ohne Zögern glauben werde, aber ich nehme es als eine Möglichkeit hin. Wir sind Kobolde und früher gab es viele von uns, verteilt über die ganze Welt. Doch die Menschen sind immer mehr in unsere Gebiete vorgedrungen und haben uns den Lebensraum geraubt. Manche Kobolde haben sich gewehrt und sind dafür gejagt und getötet worden. Zuletzt mussten wir die normale Welt verlassen, wir leben nun in dieser Dimension, wo es keine Sonne und keinen Himmel mehr gibt. Es gibt nur noch eine letzte Verbindung zu eurer Welt und wir fürchteten, dass ihr einen Angriff auf uns plant.“

„Ich bin mir sehr sicher, Sielag, kaum ein Mensch ahnt, dass es euch gibt. Das Gebäude, in das ihr immer wieder eingedrungen seid, war lediglich eine Werkstatt, in der Steven ab und zu gearbeitet hat.“

„Wir werden das bei der Verhandlung vorbringen, aber ich fürchte, niemand wird euch glauben, glauben wollen. Alle Kobolde hassen die Menschen, weil sie eine fürchterliche Angst vor euch haben. Ich hoffe, mein Wort hat genug Gewicht bei meinem Volk, um euch zu helfen, denn ihr habt mir das Leben gerettet.“

„Bist du ein Prinz oder etwas Ähnliches?“

„Nein, nur der Anführer unserer Truppen, du könntest auch General zu mir sagen. Genug geredet, wir sind bald da, ich muss nun wieder vor euch gehen.“

Sagte er und wurde wieder etwas schneller. Ich sah zur anderen Seite, wo Steven jedes Wort mit angehört hatte. Er sah skeptisch aus, wer konnte es ihm verübeln. Es war schwer genug gewesen, einen der Kobolde von unserer Unschuld zu überzeugen, wie sollte uns das nur bei seinem ganzen Volk gelingen?

Den ganzen Weg über hatten wir immer nur die leuchtenden Höhlenwände gesehen, jetzt tat sich etwas. Der Gang wurde weiter, ja er wurde zu einer richtigen Höhle. Und dann sahen wir die Hütten.

Sie mussten aus Lehm oder einem ähnlichen Material sein, denn Holz gab es hier bestimmt nur wenig. Ich versuche, die Hütten zu zählen, aber es waren zu viele, bestimmt über 50.

Jede einzelne Hütte war klein und bot nach menschlichen Gesichtspunkten höchstens zwei Menschen Platz. Es ließ sich aber erahnen, dass hier mehr Kobolde in einer Hütte lebten, denn Platz schien rar zu sein.

Wir gingen derweil weiter durch die Hütten hindurch, der Gang stieg dabei leicht an, bis wir auf einem Plateau angekommen waren. Ich sah mehrere Wachen, die alle einen goldenen aber unbesetzten Thron bewachten.

Das Volk stand unterhalb der Anhöhe und sah zu. Es jubelte und schien Sielag und seinen Trupp als Helden zu feiern. Sielag ging jetzt an der Spitze, aber er winkte nicht, wie es ein Held tun würde, er nahm den Beifall einfach so hin. Es schien mir ein wenig so, als wäre es ihm unangenehm, so gefeiert zu werden.

Wir hatten die Mitte der Anhöhe erreicht, wo Sielag uns andeutete, nieder zu knien, während er weiter auf den Thron zuging. Hinter dem Thron gab es einen kleinen Pfad, der von einer deutlichen größeren Hütte zur Anhöhe führte. Dort musste der König wohnen, auch wenn die Hütte nicht gerade wie ein Palast aussah, aber sie war größer und schöner als die anderen.

Noch immer auf den Knien sah ich mich weiter um. Es mussten mehrere hundert Kobolde dort unten stehen, wahrscheinlich das ganze Volk. Sie alle warteten auf eine Verhandlung, auf unsere Verhandlung.

Und es ging los, denn von einer Sekunde zur nächsten wurde es still. Der König kam.

Ich sah, wie sich alle Kobolde verbeugen, aber soweit wollte ich doch nicht gehen. Allerdings senkte ich den Kopf ein wenig, so dass ich nicht zu sehr auffiel.

Der König kam über den Verbindungsgang, sehen konnte ich ihn aber erst, als er das Plateau betrat. Er trug eine Krone, wie es sich gehört, und einen langen Umhang, ansonsten sah er aber nicht besonders aus. Aber er wusste, wie er zu gehen hatte, langsam und gemessen, wie man es von einem Regenten erwartet.

Er ging bis zu seinem Thron, dann drehte er sich um und wartete einen Augenblick. Er schien seine Macht zu genießen, aber es konnte auch ein festes Ritual sein. Erst nach ungefähr zehn weiteren Sekunden nahm er Platz, was für sein Volk das Zeichen war, die Köpfe wieder zu heben.

Uns hatte der König bisher keines Blickes gewürdigt, erst jetzt tat er es. Derweil tuschelten Sielag und ein anderer Mann, den ich vorher noch nicht gesehen hatte. Er schien so etwas wie ein Berater des Königs zu sein, denn jetzt ging er an dessen rechte Seite und blieb dort stehen.

Einen Augenblick gab es nur absolute Stille, keiner wagte es, ein Wort zu sagen, dann ergriff der König selbst das Wort. Seine Stimme war laut und klang dunkel, aber sie wirkte sehr würdevoll und seiner Position angemessen.

„Mein Volk, wir sind heute hier zusammengekommen, um über zwei Menschen

Gericht zu halten. Ich bin ein wenig überrascht, hatte ich doch eher mit einer Invasionsarmee gerechnet als mit einem einzelnen Mann und einer Frau. Doch wollen wir nun feststellen, welche Verbrechen sie begangen haben.“

Dies war das Stichwort für den Berater des Königs, der wohl gleichzeitig auch unser Ankläger war. Er trat einen Schritt vor, dann begann er seine Rede mit einer ebenfalls lauten, aber doch eher piepsigen Stimme.

„Unsere Armee unter Führung des mutigen Sielag hat diese Menschen bei ihren Verbrechen gestellt und sie unter heldenhaftem Einsatz überwältigt, um sie heute hier vor Gericht zu stellen. Beide werden beschuldigt, den Lebensraum unseres Volkes bedroht zu haben, sie versuchen unsere Krieger zu töten und sie spionieren für ihr Volk, das vielleicht schon bald einen Angriff gegen uns führen wird. Es geht eine immense Bedrohung von ihnen aus und daher fordere ich, auch aufgrund der Vielzahl ihrer Vergehen, die Höchststrafe.“

Das hörte sich gar nicht gut an. Okay, wir waren dieser Verbrechen nicht schuldig, aber für die Kobolde musste es so aussehen, als wäre es so. Sie hassten alle Menschen und wir mussten jetzt darunter leiden. Und ich konnte es ihnen nicht einmal richtig übelnehmen. Erfreut war ich aber natürlich nicht, als die Menge mit Applaus und Schreien ihre Zustimmung ausdrückte.

Der Ankläger hatte sich wieder neben seinen Herren gestellt, seine Aufgabe war getan. Ich fragte mich, wie es weitergehen würde, aber ich zweifelte daran, hier einen normalen Prozess mit Zeugenbefragungen und Plädoyers zu erleben. Und ich hatte Recht, denn der König erhob sich und sofort verstummte die Menge wieder.

„Es sind schlimme Verbrechen, derer ihr Menschen gerade beschuldigt worden seid. Ich weiß nicht, wie eure Rechtsprechung funktioniert, aber bei uns gelten die Beschuldigungen unseres Anklägers auch als Beweise, an eurer Schuld gibt es daher keine Zweifel. Ich frage euch daher nur, bekennt ihr euch schuldig und bereut eure Taten, das könnte das Strafmaß mildern?“

Wir sahen uns an, der Ablauf der Verhandlung gefiel uns beiden überhaupt nicht.

„Sprich du, vielleicht kannst du etwas erreichen“, flüsterte Steven mir nur zu.

Gerne hätte ich mich gedrückt, aber ich musste uns jetzt verteidigen, auch wenn es keiner der Kobolde wirklich hören wollte.

„Eure Majestät, wir bekennen uns für nichtschuldig. Wir haben gehört, dass ihr den Menschen viel Leid verdankt, wir missbilligen dies, aber wir sind nicht für die Taten von Menschen verantwortlich, die vor langer, langer Zeit begangen worden sind. Wie mussten nicht einmal, dass es euch gibt und würden viel lieber mit euch in Frieden und Freundschaft leben.“

Den Kobolden hatten meine Worte nicht gefallen, einige grölten, andere piffen. Es dauerte eine Weile, bis der König wieder sprechen konnte.

„Das waren kluge Worte, aber es gibt trotzdem keinen Zweifel an eurer Schuld. Es

bleibt mir daher nur, das Urteil über euch zu fällen.“

Er machte eine Pause und erhöhte damit die Spannung noch mehr, dann sprach er weiter.

„Hiermit verurteile ich euch wegen eurer zahlreichen Verbrechen gegen das Volk der Koblode zum Tode durch eine öffentliche Steinigung, das Urteil wird sofort vollstreckt.“

E n d e – Teil 1 von 2

VORSCHAU

Clarissa Hyde Nr. 12 - „Die Prophezeiung“

„Hiermit verurteile ich euch wegen eurer zahlreichen Verbrechen gegen das Volk der Kobolde zum Tode durch eine öffentliche Steinigung, das Urteil wird sofort vollstreckt.“

Dies war das Urteil des Königs der Kobolde gegen meinen Bruder Steven und mich. Wir waren unschuldig, aber es gab keine Möglichkeit, die Kobolde davon zu überzeugen. Das Volk jubelte, denn es würde das Urteil selbst vollstrecken können.

GLOSSAR

1. Siehe Clarissa Hyde Nr. 10 – „Der Selbstmord-Dämon“ ↔
2. Siehe Clarissa Hyde Nr. 1 – „Die Geheimnisse meiner Vergangenheit“ ↔

IMPRESSUM

Titel

Entführung ins Reich der Kobolde (Teil 1 von 2)

Serie

Clarissa Hyde Folge 11

Autor

Thorsten Roth, 2018